Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition: Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Dienstag den 7. November 1893. **87. Jahrgang.**

№ 569.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 7. November.

Nachdem am Sonntag der Gesetzentwurf, betreffend die **anderweitige Ordnung der Reichsfinanzen**, bekannt geworden ist — aber bei Leibe nicht durch den „Reichsanzeiger", über dessen Zweck hoffentlich demnächst im Reichstage eine Anfrage an den Herrn Reichskanzler gestellt werden wird, sondern durch einen Parlamentsberichterstatter —, werden jetzt auch die Begründung und die Denkschrift bekannt, die den Entwurf begleiten und erläutern. Aber wiederum nicht durch den „Reichsanzeiger" und nicht zusammen, sondern verzettelt in verschiedenen Blättern und, wie es scheint, nicht einmal im vollen Wortlaute. Es kann nicht ausbleiben, daß diese seltsame Art der Veröffentlichung so wichtiger Actenstücke bei den Mitgliedern des Reichstags denselben Unmuth erzeugt, den er in der Presse erregt. Uebrigens enthalten Begründung und Denkschrift kaum irgend etwas, was die Officiösen nicht schon früher zu melden gewußt haben. Bemerkenswerth ist nur, was die Denkschrift über den Fonds zur Ausgleichung von den nach der Rechnung sich ergebenden Fehlbeträgen und über die Bestimmung des § 5, nach welcher zur Deckung eines im Reichshaushaltsetat bei den fortdauernden Ausgaben und den einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats sich ergebenden Fehlbetrages, soweit dafür nicht der Ausgleichungsfonds einzutreten hat, Zuschläge auf die dem Reiche zustehenden Verbrauchsabgaben gelegt werden können. Diese Bestimmung konnte leicht so aufgefaßt werden, als ob jeder Mehrbedarf des Reiches in Zukunft durch Zuschläge auf die Verbrauchssteuern (Zucker-, Salz-, Tabak-, Bier-, Branntwein- eventuell Weinsteuer) gedeckt werden sollte. Das ist indeß, wie aus der Denkschrift hervorgeht, keineswegs die Absicht. Der Zweck des § 5 ist vielmehr lediglich der, für die durch das Gesetz eintretende Beschränkung der Beweglichkeit der Matricularbeiträge einen anderen beweglichen Einnahmefactor für die Balancirung des Etats bezw. für die Ausübung des parlamentarischen Bewilligungsrechts zu schaffen. Ein solcher beweglicher Factor ist in der That nicht zu entbehren. Denn die Matricularbeiträge würden in Zukunft nur noch so lange beweglich sein, als sie um mehr als vierzig Millionen hinter den gesetzmäßigen Ueberweisungen an die Einzelstaaten zurückbleiben. Ist das finanzielle Bedürfniß des Reichs mit einem Betrage der Matricularumlagen zu befriedigen, welcher unterhalb der Grenze jener 40 Millionen bleibt, so vollzieht sich die Balancirung des Etats ganz in der bisherigen Weise. Wird aber jene Grenze erreicht, ohne daß damit die Befriedigung des Reichsbedürfnisses bewirkt wäre, so verfagt die alte Balancirungsweise; statt des bisher stets zur Verfügung stehenden Auskunftsmittels einer Erhöhung der Matricularbeiträge muß, wenn man nicht einer schlechterdings irrationellen Anleihewirthschaft verfallen will, ein anderes Mittel zur Hand sein. Der bei der Etatsaufstellung sich ergebende Fehlbetrag ist zunächst dahin zu prüfen, ob und inwieweit er durch den rechnungsmäßigen Fehlbetrag eines vorangegangenen Jahres entstanden ist. Bis zu dieser Höhe ist er aus dem Ausgleichungsfonds zu decken. Soweit der Fehlbetrag aber einen Bedarf des neuen Etats enthält, soll die Möglichkeit geboten werden, durch vorübergehende Zuschläge zu einer oder mehreren der bestehenden Verbrauchssteuern, deren Object, Höhe und Dauer durch besonderes Gesetz festgestellt werden soll, die Deckung zu beschaffen. Aus dem Vorstehenden erhellt, daß es sich hier lediglich um einen Ausgleichsfactor gegenüber den gewöhnlichen Schwankungen des Etats in den einzelnen Jahren, nicht aber auch um das Deckungsmittel für einen etwa in der Zukunft eintretenden dauernden Mehrbedarf des Reiches handeln kann. Für diesen letzteren Zweck lediglich die Verbrauchssteuern ins Auge zu fassen, würde gar kein Grund vorliegen.

In **Oesterreich** will der „kommende Mann" noch immer nicht kommen. Er, d. h. Fürst Alfred Windisch-Graetz (dies ist die richtige, von der Familie selbst geübte Schreibweise des Namens), unterhandelt zwar mit verschiedenen parlamentarischen Persönlichkeiten, welche für die von ihm übernommene Mission der Bildung eines Ministeriums aus den drei zur Majoritätsbildung verbundenen Parlamentsgruppen in Betracht kommen, aber anscheinlich rücken die Verhandlungen gar nicht oder nur sehr langsam vom Flecke. Die Gründe dieser Erscheinung haben wir schon gestern angeführt; ihre Folge ist Streit in der Presse dieser Gruppen und zunehmende Bekämpfung nicht nur des Fürsten, sondern der ganzen Idee der Errichtung eines Coalitionsministeriums durch Jung- und Altczechen, Deutschnationale und Extrem-Klerikale. Graf Taaffe soll, wie es heißt, beabsichtigen, nach Meran und dann auf sein Gut Ellischau zu gehen, um sich dort einer Cur, die ihm die Aerzte schon seit Jahren angerathen haben, zu unterziehen. Seine Freunde versichern, wie wir schon dieser Tage meldeten, daß seine Rolle noch nicht ausgespielt sei, daß er vielmehr seine Zeit ruhig abwarten könne. Angesichts der Schwierigkeiten, die ein Coalitions-Ministerium naturgemäß auf seinem Wege findet und die im vorliegenden Falle durch die Feindseligkeit aus den Reihen der eigenen Parteien noch erhöht werden, kann man der Zuversicht des Grafen Taaffe eine gewisse Berechtigung nicht absprechen.

Zwischen **Belgien** und **Frankreich** ist ein weiterer Mißklang eingetreten. Auf Andringen vlämischer Kreise hat die belgische Regierung das französische Ministerium ersucht, keiner französischen Militaircapelle mehr das Betreten belgischen Bodens zu erlauben, wegegen Belgien seinen Militaircapellen auch nicht mehr den Besuch Frankreichs gestatten wird. Als kürzlich die französische Militaircapelle aus Givat trotzdem in Ardenne erschien, erhob die belgische Regierung sogleich in Paris Einspruch. Das in Brüssel erscheinende, von dem französischen Gesandten Bourée beeinflußte Organ der französischen Colonie „Tablettes Françaises" weiß sich vor Wuth gar nicht zu lassen und ist über die „blödsinnigen" Vlamländer erbost. „Diese Handlungsweise", so schreibt es, „welche nicht geeignet ist, herzliche Beziehungen zwischen beiden Ländern herzustellen, wird eines Tages ihre Gegenpartie finden. Alles verlettet sich im Leben, und es ist mit den Regierungen, wie mit den Menschen; sie wissen sich bei Gelegenheit zu erinnern." Damit ist ein beliebtes französisches Agitationsmittel lahmgelegt.

Wie die **französische Kammer**, so wird auch demnächst der **Senat** seine Sitzungen wieder eröffnen, und voraussichtlich wird es ebenfalls der 14. November sein, wo der Vorsitzende dem in der Zeit der Parlamentsferien abgeschiedenen Senatoren den üblichen Nachruf halten wird. Die Sitzungsperiode verspricht freilich keine besonders fruchtbringende zu werden, weil die Kammer dem Senate so bald keine neuen Projecte unterbreiten wird, da eine Anzahl wichtiger Gesetzvorschläge von der alten noch unerledigt gelassen worden ist. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der Senat nach dem definitiven Zusammentritt der Deputirtenkammer bis zu einer Zeit sich vertagt, die mit dem Beginn der Neujahrsferien des Parlaments zusammenfallen dürfte.

Das **spanische** Ministerium führt dem Anschein nach fort, in der Melilla-Angelegenheit sehr bedachtsam vorzugehen. Es verlautet zwar, daß erhebliche Truppenverstärkungen in Aussicht genommen seien, aber von dem Eintreffen solcher Verstärkungen im Presidio erfährt man noch nichts. Auch die Meldung, daß das Marineministerium sechs leichte Schiffe ausrüsten lasse, welche das Bombardement der Küste bei Melilla ausführen sollen, läßt mehr auf eine Maßregel gegen den aus dem südlichen Spanien nach dem Riff betriebenen Waffenschmuggel, als auf ein energisches Vorgehen gegen die Kabylen schließen. Inzwischen führt die demokratische und die republikanische Presse in ihren Hetzereien gegen England fort. „El Globo" und „La Justicia" ereifern sich am meisten in diesem Sinne, werden aber von der „Epoca" kräftig zurückgewiesen, welche die Angriffe gegen England als absurd bezeichnet und daran erinnert, daß die früheren engen Beziehungen Spaniens zu Frankreich zu dem das ersterwähnte Land verheerenden Kriege von 1808 geführt haben. — Ueber Oran geht den spanischen Blättern die Kunde zu, daß die Erfolge der Kabylen vor Melilla am 27. und 28. vor. Monats den Entschluß der Mulnja-Kabylen, sich an den Feindseligkeiten gegen Spanien nicht zu betheiligen, erschüttert habe. Auch der Sultan Mulei Hassan, der mit 12 000 Askaris, einer viel zu geringen Streitmacht, heranziehe, habe die Erfolge der Kabylen gerne vernommen. Sein Vertreter, Mohamed Tarek, halte sich seitdem in seinem Hause eingeschlossen und sei für Jedermann unzugänglich.

Der 80. **Jahrestag** der **schwedisch-norwegischen Union** ist in beiden Ländern gefeiert worden. Freilich ließ sich dabei die alte Herzlichkeit vermissen wie sie vor einer Mandel Jahren herrschte, als noch nicht Björnstjerne Björnson in Paris seinen Haß gegen Schweden eingesaugt und in seiner russischen Freundschaft den Russen Finmarken und Tromsö zu Flottenstationen angeboten hatte. In Norwegen hat König Oscar des bedeutsamen Tages in einer Rede im königlichen Schlosse gedacht, in Schweden hat sich die Presse des Tages angenommen und ergeht sich in Betrachtungen. Allzu erfreulicher Art sind diese nicht, aus ihnen klingt ein herber Ernst hervor. So constatirt „Stockholms Dagblad", daß die Befürchtungen der wahren Unionsfreunde gegenwärtig leider größer seien, als die Hoffnungen. „Wir haben jedoch keine Veranlassung, an der Zukunft zu verzweifeln. Es ist wahr, daß der Union große Mängel hat. Die Mängel sind jedoch nicht solcher Art, daß denselben nicht abgeholfen werden könne. Durch gegenseitige Nachgiebigkeit auf der Grundlage der Gleichstelligkeit kann man ohne Zweifel zu einer befriedigenden Vereinbarung kommen." — Die liberale „Dagens Nyheter" schreibt: „Falls wir die Union auf andere Weise als durch Waffengewalt aufrecht erhalten und vertheidigen wollen, müssen wir von der Voraussetzung ausgehen, daß die Union eine freie Vereinbarung zwischen zwei freien selbstständigen Staaten ist." — „Aftonbladet" erinnert daran, daß die Gleichstellung Norwegens innerhalb der Union während dieses Jahres zum ersten Male schwedischerseits officiell anerkannt worden ist. Die vereinigten Anstrengungen der schwedischen und der norwegischen Unionsfeinde haben nicht vermocht, die Bedeutung dieser Anerkennung zu verwischen. Das Wort der Versöhnung sei ausgesprochen, der Weg der Verhandlungen angewiesen. Die Zeitung citirt folgende Aeußerung, mit welcher der jetzt verstorbene Gerichtsschreiber und Unterrichtsminister, Professor Carlson, einer der wenigen wirklich hervorragenden Staatsmänner Schwedens während der letzten Jahrzehnte, am 4. November 1864, dem fünfzigjährigen Jubiläumstag der Union, eine Rede abschließt: „Die Union wird über alle kleinen Hindernisse, welchen dieselbe begegnet, und über alle großen Schwierigkeiten, welche ihre Entwickelung hindern wollen, siegen; die Union ist der Fels, auf welchem die Zukunft Schweden-Norwegens beruht."

In **Rußland**, wo man den **französischen Freunden** nicht bieten kann, was sie vor allem Anderen ersehnen, ist der Gedanke angeregt worden, ihnen wenigstens durch ein Nationalgeschenk die Liebe und Hochachtung Rußlands vor Augen zu führen. Dieses Geschenk, so wird in der „Mosk. Ztg." ausgeführt, soll eine Riesenglocke für die Notre-Dame-Kirche zu Paris bilden, deren Herstellungskosten durch Spenden aus ganz Rußland zu decken seien. Vom Thurme der Notre-Dame-Kirche würde das Geläute der Glocke allen Völkern den Frieden verkünden, welcher durch die Freundschaft Rußlands und Frankreichs besiegelt sei. Es wird endlich vorgeschlagen, die „Friedensglocke" direct zu Wasser nach Frankreich zu schaffen, damit das Nationalgeschenk nach dem Verlassen des russischen Bodens unmittelbar auf den Frankreichs gelange, ohne Deutschland berühren zu müssen, „das Land", wie sehr schön gesagt wird, „das die Schiller'schen Traditionen vergessen hat und die Bronze mehr zum Gießen von Kanonen als von Glocken benutzt". Die „Nowoje Wremja" befürwortet den Vorschlag der „Moskauer Zeitung" sehr warm.

Immer mehr gewinnt es den Anschein, als ob die Regierung der **Vereinigten Staaten** für den bisherigen Präsidenten von Brasilien Partei ergreifen wolle. Nicht allein, daß für Rechnung der amerikanischen Marine gebaute Kriegsschiffe an Peixoto verkauft werden, sondern diese Schiffe wurden auch, wie die „N.-Y. Times" sagt, ausschließlich mit amerikanischen Seeleuten bemannt und nur Männer von Erfahrung werden für die wichtigen Posten gewählt. Es heißt sogar, daß der amerikanische Kreuzer „New-York" die gekauften Schiffe bis drei Meilen unweit der brasilianischen Küste escortiren werde. Es ist dies ein Eingreifen, das der strengen Neutralität keineswegs entspricht. Allerdings hat schon während des chilenischen Krieges der amerikanische Gesandte eine sehr sonderbare Rolle zu Gunsten des Präsidenten Balmaceda gespielt, dafür aber verlangte die siegreiche Revolution dessen Abrufung. In Washington wird behauptet, man sei besorgt, daß Admiral Mello die Wiederherstellung der Monarchie beabsichtige. Diese Ausstreuung hat Mello selbst widerlegt. Die Vereinigten Staaten haben einen viel triftigeren Grund zum Uebelwollen gegen den Insurgentenadmiral. Dieser hat den Hafen Desterro in Santa Catharina, den Sitz der provisorischen Regierung, zum Freihafen erklärt und dadurch den zwischen den Vereinigten Staaten und Brasilien abgeschlossenen Handelsvertrag durchbrochen. Hier liegt des Pudels Kern, und darum wurden auch in Washington Behauptungen laut, Frankreich und England begünstigten Admiral Mello. Diese Behauptungen sind nun zwar durch die Botschafter beider Mächte bestritten worden, wenn aber, was nicht unmöglich ist, der im gestrigen Abendblatte gemeldete, durch die brasilianische Behörde in Rio de Janeiro vernrsachte Tod englischer Officiere und Matrosen die Beziehungen zwischen England und dem Präsidenten Peixoto beeinträchtigen sollte, so dürfte die Regierung der Vereinigten Staaten hieraus die Berechtigung ableiten, noch offener für Peixoto einzutreten.

Deutsches Reich.

∼ **Berlin**, 6. November. Einer der ersten Berathungsgegenstände des Reichstags wird, wie wir erfahren, die gesetz-

Feuilleton.

Leben um Leben.

8] Roman in zwei Bänden von M. Gerhardt.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Ich bin doch erst seit einem Jahr Ihr Nachbar und hatte, so viel ich weiß, nur einmal, auf Ihrem prachtvollen Weihnachtsfest die Ehre, mit Ihnen zu tanzen. Warum sieht man Sie nie in Gesellschaft? Sie sind doch schon confirmirt?"

„Ich bin achtzehn Jahr alt!" rief sie lachend.

„Und Sie tanzen viel zu gut, um nicht gern zu tanzen."

„Leidenschaftlich gern. Aber zu Gesellschaften mache ich mir nichts. Es trifft sich auch immer so, daß ich nicht mitfahre. Einmal ist kein Platz für mich im Wagen, ein andermal verspäte ich mich beim Schlittschuhlaufen."

Götz hatte sich auf eine Ecke des Kindertisches gesetzt und wünschte zu wissen, woher seine alte Bekanntschaft mit Fräulein Hildegard eigentlich stamme.

Sie lächelte schalkhaft. „Haben Sie ganz vergessen, daß Sie mir einmal das Leben retteten?"

„Oho! rief er, das wäre! Das klingt ja ganz romantisch. Da hat Ihre Phantasie wohl ein bischen mitgearbeitet, mein gnädiges Fräulein. Bei welcher Gelegenheit sollte denn das gewesen sein? Die Gefahr war wohl nicht weit her?"

„O doch, ernstlich genug. Denken Sie nur an die Kullighner Brücke. Wir kamen vom Religionsunterricht aus der Stadt, Alma und ich. Zwei Jahre ist's schon her."

„Wie, das waren Sie?" rief Götz und richtete sich aus seiner lässigen Haltung auf, etwas betroffen sogar. Nein, vergessen hatte er jene Begegnung gewiß nicht — und jetzt verfloß auch das flüchtige Erinnerungsbild des schmächtigen, bleich und kühn der Gefahr ins Auge blickenden Kindes von damals mit dem gegenwärtigen des jungfräulichen Mädchens vor ihm in eins. Es war wirklich eine böse Situation gewesen: zwei junge Dinger von Mädchen in einem offnen Wägelein auf schmaler, geländerloser Notbbrücke über dem im Frühjahr stets hochgehenden Flüßchen — und rücksichtslos in gestreckter Carrière hart an ihnen vorbeisausend zwei rothbefrackte Reiter. Die Wagenpferde waren natürlich scheu geworden, hatten, seitwärts springend, den Wagen fast von der Brücke hinab gedrängt. Die eine Kleine hatte geschrien, die andere, die Leine fest in den Fäusten, ihre Gäule mit aller Kraft zurückgehalten, trotzdem hatte schon eines der Räder über dem Abgrund gehangen, als der vorderste Reiter, zurückblickend, das drohende Unheil gewahrt, sich aus dem Sattel geworfen und gerade noch rechtzeitig gekommen war, die Pferde am Halfter über die Brücke und auf festes Land hinüber zu reißen — er selbst erschreckt, so knapp ging es am tödtlichen Sturz vorbei.

„Also Sie waren das!" wiederholte er, mit erneutem Interesse in das junge Gesicht blickend. „Alle Achtung! Sie bieten sich wundervoll, Fräulein Hildegard. Und Sie haben mich nicht vergessen?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. Ihre Augen ruhten auf ihm, als sähen sie ihn in weiter Ferne. Wie er damals im schreckensvollsten Moment erschienen, als rascher Sieger der Gefahr beseitigt, dann vor den geängstigten Kindern am Wagen gestanden, ihnen treuherzig die Hände schüttelnd und Muth zusprechend, so hatte er seitdem in all ihren wundervollen wachen Träumen gelebt. Die schlanke mittelgroße Gestalt, ganz Nerv und stählerne Energie, der blonde Kopf mit den aristokratischen adlerartigen Zügen und feurigen hellblauen Augen war für sie das Idealbild des ritterlichen Helden geworden.

„Woher wußten Sie aber, daß ich es war?" fragte er.

„Vorstellung erfolgte nicht, soviel ich weiß."

„Nein. Aber Vater erkundigte sich —"

„Soso. Er war wohl böse auf uns — hat übrigens nie die Sache erwähnt."

„Ach, Vater braust im ersten Augenblick leicht auf", gab Hildegard errötend zu. „Nachher hat er es vergessen. Es war uns ja nichts geschehen, und das dankten wir Ihnen."

„Hm — Tollheit war's ja, dies knappe Vorbeijagen an Ihnen über die wacklige Brücke", gab Waldemar zu, seinen röthlichen Schnurrbart emporstreichend. „Ich war damals noch beim Regiment. Auf Urlaub bei meinem Großvater in Dannenberg. Es galt eine Wette, die ich Ihretwegen verlor, Fräulein Hildegard."

Die Thür wurde in diesem Augenblick geräuschlos geöffnet, ein auffallend hübsches Mädchen in bescheidenem, aber sehr nett sitzendem Anzug erschien und wich beim Anblick des fremden Herrn betroffen zurück.

„Fräulein Hildchen, kann ich die Breiten haben?" fragte sie durch die Thürspalte. „Hannchen braucht sie."

„Ja wohl, nimm sie Dir, Minna. Aber — ach Gott — sie sind ja noch nicht genäht! Was wird Bertha sagen?"

„Sie erfährt's nicht, Fräulein Hildchen. Wir machen das schnell fertig."

Das Mädchen huschte durch das Zimmer, nahm die farbigen Stoffwolken von dem Plätterbrett, legte sie zusammen und richtete, indem sie ihrer jungen Herrin den Rücken wandte, den Blick ihrer schönen langbewimperten Madonnenaugen mit eigenthümlich sehendem, beschwörendem Ausdruck auf Götz. Er schien dies gar nicht zu sehen und in keiner Weise davon berührt zu werden.

„Giebt das ein Kleid für Fräulein Bertha?" fragte er, indem Minna sich geräuschlos entfernte. „Dazu Rosen im Haar?"

„Wasserrosen."

„Famos. Wo ist denn Fräulein Bertha heute?"

„Oben wahrscheinlich, bei der Schneiderei, wo ich auch sein sollte", gab Hildegard traumäthig zur Antwort. „Haben Sie Bertha nicht gesehen?"

„Ich hatte nicht die Ehre. Und Sie, Fräulein Hildegard, was werden Sie tragen? Rosa nicht."

„Weshalb nicht?"

„Auch nicht grün oder blaßblau. Es paßt nicht zu ihrer Gesichtsfarbe."

„Was muß ich denn tragen?"

„Hochroth, goldgelb — weiß. Auf dem ersten Ball natürlich ganz weiß, eine rothe Nelke oder Camelie im Haar. Nicht wahr, es ist Ihr erster Ball?"

Hildegard lachte. „Wer sagt Ihnen, daß ich hingehe?"

„Selbstverständlich gehen Sie."

„Was soll ich dort? Ich habe nicht Lust, im Winkel zu sitzen."

„Wenn ich aber darum bitte?"

Sie wurde dunkelroth und stammelte etwas Unzusammenhängendes.

„Der erste Walzer ist mein, ja? Ich werde die Ehre haben, Sie auf den Platz zu bringen. Und dann lassen Sie mich nur weiter sorgen. Ich stehe Ihnen dafür, daß Sie ein halbes Dutzend Körbe austheilen. Aber jetzt ist es hohe Zeit, daß ich mich empfehle, fügte Götz nach der Uhr sehend, hinzu. Diese Thür, nicht wahr? Gern schlüpfte ich unbemerkt hinaus."

Hildegard öffnete die Thür, das anstoßende Eßzimmer war leer, ebenso das Gartenzimmer, aus welchem man in den Hausflur trat.

„Sehen wir uns wieder, noch vor dem Ball vielleicht?" fragte Götz halblaut, indem er die Hand des Mädchens nahm und ihr nahe in die Augen blickte. „Die jungen Damen laufen ja öfters Schlittschuh, ich habe Sie schon auf dem See gesehen. Das Eis ist noch prächtig. Wir treffen uns da, Vormittags, nicht wahr?"

Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es das Mädchen, als sie seine Lippen in raschem Kuß auf ihrer Hand brennen fühlte. Sie preßte beide Hände auf ihr heftig schlagendes Herz und starrte wie verzaubert auf die Thür, durch welche er verschwunden war.

Als Waldemar im Hausflur seinen Pelz vom Haken nehmen wollte, kam ihm Jemand zuvor — die hübsche Minna, die hier hinter den Wandröcken und Mänteln auf ihn gepaßt zu haben schien. Er zog die Stirn kraus, duldete aber ihre Hilfe beim Anlegen des Pelzes und fragte herablassend: „Wie geht es Dir, Minna?"

„Ach gnädiger Herr, darf ich nicht wieder nach Dannenberg kommen?" antwortete sie halblaut, flehend. „O, wenn Sie doch bei der gnädigen Frau ein gutes Wort für mich einlegen wollten!"

„Geht nicht an, die gnädige Frau liebt das nicht," erwiderte er kurz und eilfertig und drückte die kleidsame Bibermütze in die Stirn. Minna griff nach seiner Hand, küßte sie und benetzte sie mit ihren Thränen.

„Gnädiger Herr, ich bin ein unglückliches Geschöpf — verlassen Sie mich nicht, gnädiger Herr!"

Er zog seine Hand unwersch zurück. „Was geht mich das an? Laß mich in Ruh'," stieß er mit halber Stimme heraus, öffnete die Thür und trat ins Freie.

Draußen im verschneiten Garten, ganz unten am fußfreien Staketenzaun, steht Hildegard in ihrem rothwürfligen Kleidchen, mit glühenden Wangen, die braunen Haare im scharfen Märzwind flatternd, und schaut hinaus in die einförmige Ebene mit den schneebedeckten Feldern, den dunkeln Wegstreifen und Hecken, struppigen Weidenbäumen dazwischen, bis die elegante Rutschbahn von Schlitten mit den feurigen Goldbraunen davor drüben auf der Landstraße vorüberfliegt. Wird er sie bemerken?

Ja, er hebt sich, winkt, grüßt —

Ueber Hildegard's Haupt in den kahlen Zweigen der hohen italienischen Pappel zwitschert ein Goldammerpärchen. Die Luft hat schon etwas Feuchtes, Lebenathmendes, als sei sie über Länder und Meere hingestrichen, wo es nicht mehr Winter ist. Sie verzehrt den Schnee und schmeichelt den starren Frost aus der Erde, und die im Dunkeln verborgenen Pflanzenkeime trinken das Naß und dehnen und regen sich.